

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Oldenburgische Blätter. 1817-1848 26 (1842)**

42 (18.10.1842)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-798226](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-798226)

## Seltene Feier im Butjadingerlande.

Am 20. Sept. d. J. fand hier in Langwarden eine seltene und schöne Feier Statt, die goldene Hochzeit des durch vernünftige Betreibung der Landwirthschaft, durch rege Betriebsamkeit, durch die treue Verwaltung fast aller Kirchspiels-, Vogtei- und Communalämter hochverdienten, so wie wegen seiner Rechtslichkeit und Biederkeit allgemein geachteten Hausmanns Theis Wilhelm Francksen zu Ruhwarden und seiner wegen ihres bescheidenen Sinnes, ihrer Häuslichkeit und Herzengüte so sehr geschätzten fünfzigjährigen Lebensgefährtin Margarete Catharine geb. Hercksen. — Am Morgen des gedachten Tages fand das Jubelpaar von den Enkeln vor der Hausthüre eine Ehrenpforte mit hochwehenden Flaggen aufgerichtet, und viele Liebesgeschenke waren ihm von seinen Kindern, Kindeskindern und Freunden dargebracht. Um 11 Uhr erschien Herr Amtmann Menck und überreichte dem verdienten Greise das allgemeine Ehrenzeichen erster Classe von unserm allverehrten und geliebten Großherzog, der mit allen seinen erhabenen Eigenschaften auch die verbindet, daß er wahres Verdienst anerkennt und ehret. Es war ergreifend zu sehen, wie der sonst so feste Mann von einer Rührung überwältigt wurde, daß

ihm fast Thränen entfielen, und wer ihn näher kannte, las deutlich den Dank gegen den hohen Geber in seinem Gesichte, gegen unsern August, den Besten aller Fürsten. Unterdeß war Pastor Diecke mit sechs der ältesten Einwohner des Kirchspiels und mit zwölf weißgekleideten jungen Mädchen aus allen Schulen eingetreten, um das Jubelpaar zu bewillkommen. Dann überreichte der Kirchspielsbeigeordnete Frels demselben im Namen des Kirchspiels einen silbernen Pocal, schön gearbeitet, auf dessen Deckel landwirthschaftliche Geräthe angebracht sind, und der die Inschrift enthält: »dem wärdigen Jubelpaare Theis Wilhelm Francksen und Margarete Catharine geb. Hercksen am Tage ihrer goldenen Hochzeit den 20. Sept. 1842 vom Kirchspiele Langwarden.« Endlich wurden die Gratulationsschreiben, die von allen Seiten, von Nahe und Ferne, von den frühern Beamten und den zahlreichen Freunden des geachteten Paares eingelaufen waren, abgegeben. — Dem Jubelpaare zu Ehren war am Nachmittage in Langwarden ein Ball veranstaltet, zu welchem dasselbe von dem Kaufmann Brauer und dem Hausmann H. J. Rohde um vier Uhr, wie es von ihm bestimmt worden



war, zu Wagen abgeholt ward. An denselben schlossen sich sechszehn Andere, besetzt mit festlich gekleideten Damen und Herren an und der ganze fröhliche Zug gewährte einen freundlichen, in unserm stillen Landleben ungewohnten Anblick. Beim Absteigen wurde das Paar von den zwölf jungen Mädchen empfangen, die demselben Blumen streuten. Etwa 150 Personen nahmen an dem Balle Antheil und es herrschte eine heitere, so wohlthuende Stimmung, daß sie gewiß jedem Theilnehmer in Erinnerung bleibt. Die ganze

Feier hat alle Kirchspielsglieder — reich oder arm — in gegenseitiger Liebe zu einander befestiget, in vertrauensvoller Zufriedenheit auch bei einem dürftigen Broderwerbe gestärkt. — Während wir froh waren, hatte das sorgsame umsichtige Wohlwollen des wackeren Paares der arbeitenden Classe in Ruwarden ein Festmahl bereiten lassen, wobei die Anwesenden nicht minder froh gewesen sind. — Mögen die geschätzten Beiden noch recht lange in unserer Mitte weilen.

## Oldenburgischer Nekrolog.

(Fortsetzung.)

### Johann Friedrich Herbart,

Königl. Hannoverscher Hofrath und ordentlicher Professor der Philosophie zu Göttingen, Ritter des Königl. Preuß. rothen Adler-Ordens vierter Classe,

geb. d. 4. Mai 1776; gest. d. 14. August 1841.

Nachdem seine Freunde Bonus und Langreuter im J. 1790 nach Helmstädt abgegangen waren, unterhielt lange ein ununterbrochener Briefwechsel mit Herbart ihre Freundschaft. Herbart's Briefe zeugen von seinem Forschungsgeiste, seiner Bescheidenheit, seinem Sinn für Religion und für Freundschaft, so wie auch von seiner kindlichen Unterwerfung unter den Willen seines Vaters, welcher darauf bestand, daß sein Sohn Jurist werden solle, wogegen dieser

eine unüberwindliche Abneigung hatte. Späterhin wurde diese Freundschaft, namentlich mit Langreuter, der des Dichters und Geschichtsschreibers von Halem Schwiegersohn geworden war\*), durch Grüße und Erkundigungen in den Briefen Herbart's an v. Halem von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt. Langreuter hatte ihn bei einem Besuche in Bremen 1802 zum letzten Male gesehen und gesprochen.

Um Ostern 1793 war Herbart schon der älteste unter den Schülern des Gymnasiums und hielt als solcher die damals noch herkömmliche Glückwunschsrede an die Abgehenden. Zum Thema hatte er gewählt: »Etwas über die allgemeinsten Ursachen, welche in Staaten den Wachsthum und den Verfall der Moralität bewirken,« und die Herausgeber der »Blätter vermischten Inhalts« fanden diese Rede so ausgezeichnet, daß sie dieselbe in den 6ten Band dieser Zeitschrift (S.

\*) v. Halem's Selbstbiographie S. 109.



60) aufnahmen, dazu mochte auch wohl Viel beitragen, daß der Eine der Herausgeber, von Halem zu dem vielversprechenden Jüngling eine innige Zuneigung gefaßt hatte, die nachher in Freundschaft überging, welche ein lebhafter Briefwechsel bis zu Herbarts Abgang nach Königsberg unterhielt, dessen wir schon oben erwähnt haben.

Um Ostern 1794 verließ er selbst das Gymnasium und verglich in einer lateinischen Abschiedsrede Cicero's und Kant's Gedanken über das höchste Gut und den Grundsatz der practischen Philosophie. Auch diese Rede erregte Aufsehen und in dem Programm sagte der damalige Rector, Consistorial-Assessor Manso von ihm: »Unter den Abgehenden hat sich, wie überhaupt unter allen seinen Mitschülern stets Herbart durch Ordnung, gute Aufführung, Eifer im Studiren und Beharrlichkeit ausgezeichnet und seine guten natürlichen Anlagen durch unermüdeten Fleiß zu entwickeln und auszubilden getrachtet.«

Er litt zu jener Zeit noch an dem mehrmals erwähnten Augenübel, wozu nun noch eine Zahnfistel gekommen war, und dies gab seiner Mutter einen Grund, ihn nach Jena zu begleiten, wo sie einige Zeit bei ihm verweilte. Jena war damals der Mittelpunkt der philosophischen Bewegung; Reinhold hatte es eben verlassen, und Fichte war an dessen Stelle berufen worden. Indem dieser als academischer Lehrer auftrat, bezeichnete er seine wissenschaftliche Richtung durch die

Abhandlung: »über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie,« welcher sich im Laufe des ersten Semesters, in welchem er Vorlesungen hielt, die »Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre,« bogenweise als Handschrift für seine Zuhörer ausgearbeitet und ausgegeben angeschlossen. Herbarts Ankunft in Jena fiel also zusammen mit der ersten, frischesten Entwicklung des Fichteschen Idealismus, und wenn man bedenkt, was er selbst (Psychol. Unters. H. 2. S. XIV) ausspricht, daß sein Denken schon lange vorher durch die Wolffische und Baumeistersche Philosophie in Gang gesetzt war\*), so läßt sich ermessen, mit welcher Energie sich unter den unmittelbaren Einflüssen einer Lehre, wie der Fichte'sche Idealismus, und eines Lehrers, wie Fichte es war, das philosophische Interesse sich jetzt in ihm erheben mußte. Er hatte seinem Vater darin nachgegeben, daß er sich dem Rechtsstudium widmen wollte, bedingte sich aber dagegen aus, daß er wenigstens das erste Jahr seiner Universitätszeit ausschließlich der Philosophie widmen dürfe; dies wurde ihm, wenn auch vielleicht nicht ohne inneres Widerstreben, zugestanden; bald aber wurde die Philosophie das Centrum, auf welches sich alle seine übrigen Studien bezogen; und durch die Vermittelung eines Freundes wurde im Jahre 1796 soviel erreicht, daß die Eltern Herbarts weiteren Entwicklungsgang wenigstens äußerlich nicht zu unterbrechen und durch hemmende Vorschriften einseitig zu regeln versprachen \*\*).

\*) In der Vorrede zur 2. Aufl. des »Lehrbuchs z. Einl. in d. Philosophie« (1821) S. XI. wo er von der Vernachlässigung eines frühzeitigen philosophischen Unterrichts spricht, setzt er in der Anmerkung hinzu: »ehemals war es nicht so; wenigstens nicht allenthalben. Nicht bloß als Knabe durch Privatunterricht, sondern auch als Jüngling auf der öffentlichen Schule meines Vaterlandes bin ich in der Philosophie unterwiesen worden.«

\*\*) Dieser Freund war der schon erwähnte Canzleirath von Halem, an welchen jet am 28. Aug.





Die Zeit, welche Herbart in Jena verlebte, war jedenfalls für ihn entscheidend; und den Ernst und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er den Begriff dessen, was Wissenschaft heißen kann, erfasste, verfolgte, in seinem eignen Denken zu realisiren suchte, müssen nicht nur diejenigen bezeugen, welche ihn damals gekannt haben, sondern auch einige Reliquien aus jener Zeit, welche einen

Blick in die Aus- und Umbildung seines Gedankenkreises thun lassen, zeugen davon. Das bereitwillige Staunen, womit die Wissenschaftslehre bei ihrem ersten Auftreten begrüßt wurde, konnte bei Herbart nicht den Geist der Prüfung unterdrücken, der über jede einzelne Behauptung strenge Rechenschaft verlangt. Selbst gegen einen Hauptgrundsatz, die Deduction des Nicht-Ich, dräng-

1795 schrieb: „Sie wissen es, höchstgeschätzter Herr Kanzleirath, was diesen Brief so lange zurückhielt. Könnten Sie geglaubt haben, daß ich das Glück, ihn schreiben zu dürfen, nicht in seinem ganzen Umfange fühlte? — um meiner Ruhe willen darf ich das nicht für möglich halten. Aus einer Art von Ohnmacht des Körpers und des Geistes glaubte ich nachgerade zu erwachen. Da ich hieher kam, änderten sich meine Beschäftigungen so sehr, wie alle meine anderen Verhältnisse. Die Wissenschaftslehre machte, um für ihr unendliches Ich Platz zu gewinnen, eine unendlich Leere in meinem Kopfe. In ein Labyrinth von Zweifeln verwickelt werden, das kann vielleicht zu desto angestrenzterer Thätigkeit spornen; aber unter mir wich aller Grund und Boden, betäubt lag ich da; ohne selbst mir helfen zu können, mußte ich mich der Hand überlassen, die mich nur langsam wieder aufrichten konnte und wollte. Dies traf zwar nur das, wovon ich theoretisch überzeugt zu sein glaubte, aber damit verlor ich den Stoff zum eignen Denken, das, was mich, es mochte nun unbedeutend oder falsch seyn, doch wenigstens am interessantesten beschäftigt, worin ich gleichsam gelebt und gewebt hatte. Manche Menschen lösten mir Achtung ein, aber ihre Ton, ihre Sitten waren mir fremd, ich wußte nicht mit ihnen umzugehen; daher glaubte ich mich noch tiefer unter ihnen, als ich wirklich war. — Regelmäßiges Arbeiten würden mich gewiß bald aus diesem Zustande herausgehoben, mir mit meiner Thätigkeit auch frohe Laune wieder gegeben haben; häufigere körperliche Bewegung hätte manche Unpäßlichkeit verhüten können, die sich dazu gesellte; das Eine verboten meine Augen, das Andere mein Bäckengeschwür. Ich schämte mich vor mir selbst und mochte mich kaum meinen Eltern in meinen Briefen zeigen. Erst seit Kurzem schimmert mir der Geist der Wissenschaftslehre hell genug durch ihre anscheinend paradoxen Buchstaben, um mich die Stunden ausfüllen zu lehren, die ich vorher im Anmuth über mich und meine Augen zu verlieren pflegte.“ u. s. w. (Hier folgen Schilderungen und Nachrichten von einigen damaligen Professoren in Jena und dann schließt er): „Schraubert soll mit dem Hofe seit einiger Zeit gespannt seyn, so daß man fürchtet, er werde bei der ersten Gelegenheit von hier gehen. Um so mehr muß ich wohl diesen Winter sein jus publicum hören. Im Grunde möchte ich sehr gerne die Jurisprudenz noch so lange liegen lassen, bis ich mit der Philosophie, den schönen Wissenschaften, selbst mit der Mathematik weiter vorgerückt wäre. Hiedurch mehr gebildet, müßte ich, dünke mich, alles Historische und Positive von einem umfassenderen Gesichtspuncte aus ansehen können, es leichter und interessanter finden, meine Augen gewöhnlich unter der Zeit zu einer radicalen Besserung, da sie durch jene Studien ungleich weniger als durch diese angestrengt würden. — Dürfte ich darüber um Ihren gütigen Rath bitten? Ueberhaupt kann mein langes Geplauder von mir selber nur durch die Hoffnung und den innigsten Wunsch vielleicht verzeihlich werden, daß Sie dadurch vielleicht zu einigen Bemerkungen über mich Veranlassung finden und mir solche mittheilen.“ u. s. w.



ten dem angehenden Schüler Fichte's sich Zweifel auf, die er dem Lehrer direct vorlegte. In persönliche Berührung mit Fichte war er nemlich bald nach seiner Ankunft in Jena durch seinen Landsmann Woltmann gekommen, der damals dort Professor war, denn in der ersten Zeit seines Aufenthalts

in Jena zog Fichte mehrere Studierende an den Mittagstisch, den er mit Woltmann und Niethammer gemeinschaftlich hatte. Hier erwähnte einst Woltmann Herbart's als eines vielversprechenden jungen Mannes und empfahl ihn zur Aufnahme.

(Fortsetzung folgt).

### Erwiderung auf den Aufsatz in N<sup>o</sup> 40. der Oldenburgischen Blätter, betitelt: Schonung des religiösen Gefühls anderer Religionsverwandten.

Wenn die Eitelkeit Etwas drucken zu lassen Unberufene an den Schreibtisch zieht, so mag man dieselben getrost ihrem Schicksale überlassen, sie binden sich ihre Kuthe selbst. Denn an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Wenn aber Ignoranz die Bedeutung einer Handlung nicht völlig einzusehen vermag und ein dazutretender böser Wille absichtlich die Wahrheit zu verdecken sucht, so verdient solches eine ernste Rüge.

Dem Einsender des in der Ueberschrift genannten Aufsatzes ist es auffallend, daß von den vielen (?) schweren Verbrechern, die in unsern Strafanstalten sich befunden, gerade ein Katholik die Todesstrafe erlitt. Warum findet er es denn nicht auffallend, daß gerade ein Katholik es ist, der das schwerste Verbrechen auf eine Weise verübte, wie sie in unserm Lande seit mehr als Menschengedenken nicht vorgekommen ist? Warum wundert er sich über die Folgen der That, die vom Gesetze normirt sind, und nicht vielmehr über die That selbst? Ein solches Verfahren kann

man nicht mit Unwissenheit entschuldigen, ihm liegt Absicht zu Grunde.

Es liegt nemlich darin die versteckte Unschuldigung, daß man vielleicht in gleichem Falle an einem Protestanten die Todesstrafe nicht vollstreckt haben würde, und diese Unredlichkeit, die sich auch wohl hütet, offen hervortreten, aber sich sehr eignet, einen verwerlichen Parteihaß zu erwecken, ist es, welche eine ernste Rüge verdient.

Daß der Kirchhof in Friesoythe anfangs zum Richtplatze bestimmt worden, ist eben so unwahr, als daß die nach sorgfältigster Erwägung aller Umstände getroffene Wahl des Platzes der Hinrichtung des Mörders A. Eylers in Friesoythe und Umgegend allgemeinen Unwillen hervorgerufen habe. Bei der Hinrichtung waren mehrere Tausende aus Friesoythe und dessen Umgegend versammelt, aber ihre lautlose Stille, die nur durch einen Beifallsruf, nachdem der tödtliche Streich gefallen, unterbrochen wurde, ihr ruhiges Betragen und einzelne bekannt



gewordene Aeußerungen zeugten dafür, daß sowohl die Forderung der Menge an die Gerechtigkeit durch die Strafe, als auch ihr Gefühl durch die feierliche Art, wie sie vollzogen wurde, vollständig befriedigt worden sey. Wie könnte auch ein vernünftiger Mensch etwas Anstößiges darin finden, daß man einen Verbrecher in geweihter Erde bestattet. Der Tod eben, den er erlitten, sühnt seinen Frevel, wir scheiden jetzt anders von ihm, als wir von dem lebenden Mörder schieden. Die Kirche hat ihre höchsten Gaben dem Sünder ertheilt. Er wird absolvirt, wird des Genusses der heiligen Sacramente gewürdigt, wir sind überzeugt, daß er vor eines gnädigen Richters Thron treten wird: und die Kirche sollte ihm das Geringere, die Bestattung in geweihter Erde versagen? Das thut sie nicht. Die Entziehung des Begräbnisses in geweihter Erde ist ihr eine Folge der Excommunication. Wer aber zum Genuß des heiligen Abendmahls gelassen worden, dem kann auch die Bestattung in geweihter Erde nicht versagt werden. Quellenmäßig dies zu deduciren, ist hier nicht der Platz; ich verweise daher auf

Sichhorn, Kirchenrecht B. II.

S. 557 ff.

Sogar Selbstmördern, die eben durch ihren Tod freveln, pflegen wir jetzt ein stilles Begräbniß nicht mehr zu versagen.

Wie kann also von beleidigtem Religionsgefühl die Rede seyn, wenn in Gemäßheit der Kirchengebote gehandelt worden, wenn selbst die städtische Behörde zu Friesoythe, die gewiß aus Katholiken besteht, unter Zustimmung des Ortsgeistlichen die Genehmigung zur Beerdigung an der angeblich entweihten Stelle ertheilt hat? Die Zeiten sind vorbei, wo die Rache des Gesetzes noch am Leichnam des Verbrechens sich sättigt. Quasi-Schindanger sind keine Plätze mehr, wo die Gerechtigkeit ihr schwerstes Opfer verlangt. Vielmehr war die Aussicht vom Schaffot auf die Betcapelle am geeignetsten, den Verbrecher in den entscheidenden Augenblicken von seiner irdischen Umgebung abzulenken und in seines Gottes unmittelbarste Nähe zu bringen.

v. Steun.

## B e m e r k u n g e n

über den Artikel: »Schonung des religiösen Gefühls anderer Religions-Verwandten« in N<sup>o</sup> 40. der Oldenburgischen Blätter.

Die Bewohner von Friesoythe und der Umgegend — sämmtlich Katholiken — finden nach dem vorstehend genannten Artikel eine schwere Verletzung ihres religiösen Gefühls unter Anderem und vorzüglich in dem Umstande, daß der Delinquent Ulrich Eilers bei einer kleinen Capelle unweit jenes Städtchens hingerichtet und beerdigt wor-

den ist. — Der tief gefallene Inquisit hatte während seiner Haft oftmals die heiligen Sacramente empfangen, ging, soweit Menschen es beurtheilen können, in reuigem Bewußtseyn seiner Schuld und mit demüthigem Vertrauen auf die Erbarmung Gottes zum Tode, und starb also ausgeöhnt mit der Kirche. Wie könnte etwas Verlegendes darin liegen,





daß die Leiche eines reumüthig und in Frieden mit der Kirche gestorbenen Verbrechers in geweihter Erde beigesetzt, und nicht etwa auf dem Schindanger verscharrt wurde? Von dieser Ansicht ausgehend, welcher zwar das Herkommen, vermuthlich aber kein kirchliches Gesetz im Wege steht, hat der Deputirte der Justizkanzlei, Hofrath v. Buttell, gewünscht, daß der Eilers auf dem Kirchhofe zu Friesoythe begraben würde. Als aber der Ortspfarrer, hauptsächlich aus nur zu gegründeter Besorgniß vor Unzufriedenheit im Kirchspiele, dies ablehnte, hat der gedachte Deputirte sich mit ihm und dem Großherzogl. Amte dahin verständigt, daß die Leiche neben der besagten Capelle beigesetzt werden solle, eine Wahl, gegen welche auch mehre, von dem Pfarrer deshalb befragte Bürgervorsteher damals Nichts einzuwenden gefunden haben. Daß übrigens auch die Hinrichtung auf dem Kirchhofe geschehen sollte, hat die Behörde nie in Vorschlag gebracht.

Alle in den Strafanstalten zu Bechta sterbenden Gefangenen, auch die größten Verbrecher nicht ausgenommen, werden außerhalb der Stadt neben einer kleinen Capelle begraben, in welcher jährlich an einem Tage der Kreuzwoche Gottesdienst gehalten wird. Dort aber hat bisher noch wohl Niemand dafür gehalten, daß jener Platz auf solche Art entweiht werde, und die Capelle anders wohin versetzt werden müsse. Möge jeder, den sein Weg an der Capelle bei Friesoythe vorbeiführt, oder welcher dieselbe mit der Procession am Charfreitage besucht, für die Seelenruhe des Hingerichteten zu Gott beten, vor dem wir alle Sünder sind, und welcher den nicht verstößt, der glaubenden und zerknirschten Herzens ist, wie schwer auch seine Schuld gewesen seyn mag! Das wird jeden-

falls christlicher seyn, als sich über Profanation der Stätte beklagen, wo das Haupt unsern unglücklichen Mitbrudes gefallen ist und seine Gebeine ruhen. Wäre derselbe, wie man jetzt lieber möchte, etwa auf dem Marktplatze der Stadt, also nahe am Kirchhofe hingerichtet und eingescharrt worden, müßte man dann nicht wenigstens diesen für profanirt halten, und deshalb auf seine Verlegung antragen?

Wahr ist's, daß der Delinquent seinen Todesgang in Holzschuhen gemacht hat; — als ihm angekündigt wurde, daß seine letzte Stunde geschlagen habe, fanden sich seine Schuhe nicht vor, — vermuthlich waren sie in Oldenburg vergessen worden. Die Behörde hatte übrigens ausdrücklich befohlen, daß ihm Schuhe gereicht werden sollten.

Betrübend ist es für den Katholiken, daß einer seiner Glaubensbrüder auf dem Blutgerüst hat enden müssen, nachdem schon so lange keine Hinrichtung in unserm Lande mehr vorgekommen ist. Daß Eilers nicht begnadigt worden, könnte aber doch nur dann auffallend und für die Katholiken Besorgniß erregend seyn, wenn der jetzt regierende Landesherr schon akatholischen Verbrechern, für die auch kein Milderungsgrund aufzufinden gewesen, die Todesstrafe erlassen hätte. Ob derartige Fälle namhaft gemacht werden können, möchte doch zu bezweifeln seyn.

Unstreitig darf Jeder Schonung seines religiösen Gefühls von Andersglaubenden erwarten, so wie er ihnen das Gleiche schuldet; aber er muß sich auch nicht für verlegt halten und ausgeben, wo keine Kränkung vorliegt, und wo eher Alles, als eine solche, beabsichtigt worden ist. Unterzeichneter nun würde sich freuen, wenn die vorstehenden Bemerkungen, rücksichtlich — Berichti-





gungen, den Einsender des Artikels in N<sup>o</sup> 40. überzeugen könnten, daß man sich in Friesoythe und in der Umgegend ohne Grund darüber beschwere, als habe die Behörde bei Gelegenheit der Hinrichtung des Inquisiten Eilers nicht die schuldige Rücksicht genommen auf die religiösen Gefühle

der dortigen Eingefessenen, oder, als habe sie dieselben gar kränken wollen. Eine fernere Discussion des gewiß in bester Absicht zur Sprache gebrachten Gegenstandes dürfte nicht im Interesse der Katholiken unseres Landes seyn.  
Oldenburg, Octbr. 7. 1842.

Pastor Kleikamp.

### Worte über die Turnanstalt zu Sever,

ein Versuch zur Verbreitung der geordneten Leibesübungen im Großherzogthum Oldenburg, nebst einem Leitfaden für angehende Turnlehrer und zum Selbstunterricht. Von S. Mendelssohn, Turnlehrer zu Sever. Mit erläuternden Abbildungen. Sever 1842.  
136 S. 8. (48 gr.)

Diese dem Großherzogl. Consistorium gewidmete kleine Schrift ist schon in N<sup>o</sup> 31. und 35. der Mittheilungen aus Oldenburg von einem Manne vom Fache ausführlich besprochen, und am Schlusse der Recension sagt dieser: »So ist denn von Herzen zu wünschen, daß die »Worte« des Wfs. nicht bloß Worte bleiben mögen, sondern dazu beitragen, den Sinn für Gymnastik zu wecken und zu fördern, so wie er selbst in seinem Berufe, den er mit solchem Ernst und Eifer ergriffen, kräftig fortwirke, überzeugt, daß das Gute sich am Ende immer Bahn bricht. Er hat auch seine Bemühungen schon durch die Errichtung einiger Filialturnplätze gekrönt gesehen. Was aber die Angriffe und Widerwärtigkeiten betrifft, denen am Ende kein Stand entgeht, so halte er sich an den alten Turnvers:

»Und alle, die uns verlachen  
Mit ihrem frechen Spott,  
Die Feigen, Stolzen und Schwachen  
Die tröste der liebe Gott!«

Wir können also unsere Leser darauf verweisen, und begnügen uns, hier nur den Inhalt des Buches kurz anzugeben.

Nach der Widmung an das »Großherzogliche hochwürdige Consistorium zu Oldenburg,« dem er die »Verbesserung der körperlichen Bildung der Jugend unser's Landes« dringend empfiehlt, folgt als »Einleitung« die »kurze Beschreibung wie die Turnübungen zu Sever betrieben werden,« dann »ein Gespräch für und wider den Nutzen des Turnens,« belegt mit Atesten Sever'scher Aerzte, und endlich ein »Leitfaden beim Unterrichte in der Turnkunst.« Als Anhang werden noch die Aussprüche mehrerer Beamten, Prediger und anderer Angestellten des Landes »zu Gunsten der Einführung geregelter Körperübungen« mitgetheilt. Zwei lithographirte Tafeln mit Abbildungen dienen zur Veranschaulichung des »Leitfadens,« eine dritte giebt die Ansicht des Turnplatzes zu Sever, wo die Turner in den Übungen, welche der erste Theil des Buchs beschreibt, zu sehen sind.

